Ueber den Ozean

Roman von Erich Ebenstein

1. Kapitel

Frau Dr. Hellfreut war schon zum drittenmal aus der Küche fortgelaufen, um an der Gartenpforte traurig auf und traurig zu spähen, ob denn ihr Mann heute gar nicht von seinen Krankenbesuchen heimkomme, um endlich das Mittagessen zu nehmen.

Aber die traurige Landstraße lag still und einsam im großen Schein der Nachmittagssonne und kein Dr. Hellfreut ließ sich blicken.

Frau Marianne begann ernstlich unruhig zu werden. Es war doch jetzt gar nicht so viele Kranke im Dorf zu jenseits. „Wo blieb Bernhard? Hatte man ihn vielleicht vom Dorfe weg nach einer entfernten Ortschaft gerufen? Aber in solchen Fällen schickte er ihr doch gewöhnlich einen Boten, damit sie nicht mit dem Essen auf ihn warten.

Es würde ihm doch kein Unfall mit dem Rad passiert sein?

Endlich sah sie vom Dorfe her, das nur wenige Minuten entfernt lag, den jungen Adlerwirt kommen. Viel leicht wußte er etwas.

„Lieber Herr Gruber, wissen Sie nicht, wo mein Mann ist?“ forschte sie ihn an. „Es geht schon auf halb drei und er ist noch immer nicht zum Mittagessen gekommen!“

„Ja der tausend, so lange hat er im Schloß zu tun?“ antwortete der junge Wirt stehen bleibend. „Sie haben ihn nämlich um elf Uhr nach Löfen geholt, gerade als er im Dorf mit seinen Burschen fertig war und wegen der Kuh, die Sie kaufen wollen, zu mir kam. Dabei gehn ich es. Wir standen am Tor meines Hauses, als der Lakai Tobert gelaufen kam . . .“

„Ist denn Graf Andreas krank?“ Die alte Komtesse war doch heute morgens ganz munter hier bei uns vorbei. Wir grüßten einander noch über den Zaun, und ihr gutes altes Gesicht strahlte wie immer in vergnügtem Lächeln.“

„Dann wird es sich wohl um den Herrn Gardisten handeln. Ich weiß es nicht. Der Lakai skandierte dem Herrn Doktor seinen Auftrag ganz leise ins Ohr. Aber etwas Ernstes muß es gewesen sein, denn er sah dabei ganz verstört aus. Und wenn der Herr Doktor nun so lange ausbleibt . . . soll ich vielleicht mal nachfragen gehen, Frau Doktor?“

„Danke, nein! Ich bin nun schon beruhigt. Sobald mein Mann nicht mehr nötig ist, kommt er wohl. Aber der Graf hatte in der letzten Zeit so weisen Anfälle, die, wie mein Mann erzählte, in seinem hohen Alter unbedenklich sind. Da mag es wohl länger dauern, ehe er ihn beruhigt verlassen kann.“

Der Adlerwirt entfernte sich grüßend, und Frau Marianne blieb in Gedanken versunken am Gartenpförtchen stehen.

Ihr Blick suchte unwillkürlich das steile, altersgraue Schloßdach von Losenega, das drüben auf der anderen Seite des Tales mit seinen vier Ecktürmen aus dem Grün des weitläufigen Parks aufragte.

Der arme alte Graf Andreas! Was hatte er nun von seinem Reichtum und dem schönen Schloß, das mit den kostbarsten Sammlungen angefüllt war, die er ein Menschenalter lang dort zusammengetragen hatte? Da er krank, vereinsamt, allein mit seiner Schwester Ulrika, der er, wie man sagt, nicht einmal sehr grün war, lebte, hatte sich sein Alter doch recht traurig gestaltet. Ob es ihn jetzt nicht manchmal doch reute, daß er den einzigen Sohn durch sein schroffes Vorgehen von sich getrieben hatte, so daß man nicht einmal wußte, ob er noch lebte oder irgendwo in einem fremden Erdteil längst gestorben war?

Und was würde mit Losenega geschehen, wenn Graf Andreas stürbe? Komtesse Ulrika war doch auch schon nahe an die achtzig . . .“

Frau Mariannes Gedanken wurden unterbrochen durch Hufschlag, der sie jäh aufblicken ließ. Ihr Gesicht wurde plötzlich hell und sonnig. Ein Reiter kam im Galopp vom Dorfe her.

Jung und feurig war er, mit sonnigen, blauen Augen und lockigem Blondhaar, ein strahlendes Lächeln um den feingeschnittenen Mund.

„Jung Siegfried!“ dachte Frau Marianne, ihm wohlgefällig zulächelnd. Dicht vor ihr parierte er sein Roß und schwang sich aus dem Sattel.

„Gott zum Gruß, meine Gnädigste! Was macht heute der Kopfschmerz?“

„Fort, wie weggeblasen, lieber Baron!“ lachte sie verschmitzt. „Es tut Ihnen wohl schrecklich leid, daß Sie gestern abends, als ich mich früher zu Bett legte, nur mit meinem Mann und Serena vorlieb nehmen mußten? Und Sie kommen gewiß aus schließlich darum, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen?“

Der junge Mann errötete. Dann aber lachte auch er verschmitzt.

„Gewiß, auch darum! Aber dann wollte ich mich nebenbei auch ein wenig erkundigen, wie Fräulein Serena sich gestern hat?“

„Sie? Jedenfalls blendend! Nun ich weiß es nicht genau! Gestern abend sah ich Serena nicht mehr und heute früh . . .“

„Nun?“

„Ist sie fort! Stopft, meint er, unser Baron Spannberg. Sie sind nun heute gekommen! Dieser Hurkebusch von Serena ist wieder einmal ein mal „genial“ gewesen. Sie hat mich traun, während wir noch schliefen, dem Kranken mit, der nach Traunsberg zum Markt fuhr, mitschicken lassen und will bis abends bei ihrer Freundin bleiben!“

Frau Marianne lachte noch lauter. Sie wußte ganz gut, daß Spannberg und Serena sich heimlich gut waren, und daß er nur zu der Hoffnung sie zu sehen, gekommen war, kam gar nicht komisch vor.

„In der Tat war Richard Spannberg sehr enttäuscht. Alles hätte er eher erwartet, als daß Serena gerade heute für den ganzen Tag zu ihrer Freundin fuhre!

„Gut, Sie ist alte ungezogene Range, wie immer! Aber gegen Sie, da bin ich machtlos, und Ihre Bosheit soll ja nicht triumphieren, meine teuerste Frau Doktor! Serena ist nämlich heute gar nicht die Hauptperson, sondern Ihr Herr Gemahl. Zu dem wollte ich. Er hält noch sein Mittagschläfchen?“

„Abermals fehlgeschossen, Baron! Wir haben noch gar nicht zu Mittag gegessen. Bernhard wurde nach Losenega gerufen. Sie müssen also schon so lange warten, wie ihn erwarten wollen, mit mir vorlieb nehmen!“

„Aber mit Vergnügen, Gnädigste! Oder, Sie, Martin!“ — er winkte einem alten Mann, der eben vom Wirtschaftshof her kam: „nehmen Sie meinen Gaul in Verwahrung.“

Inzwischen spähte Frau Marianne, der sein strahlendes Gesicht sofort gleich aufgefallen war, neugierig: „Es ist wohl etwas sehr Dringendes, das Sie von Bernhard wollen?“

Wieder blitzelte sie Spannberg verschmitzt lächelnd an.

„Aha, auch die vollkommenste Frau die ich kenne, ist neugierig!“

„Nur unser Vorrecht, Baron! Warum sollen wir nicht manchmal sein, was man uns so oft nur andichtete? Darf ich's wissen?“

„Sie müssen es sogar wissen! Aber — hat Ihr Gemahl Ihnen gestern abends nichts erzählt?“

„Nein. Ich glaube übrigens, ich schlief schon, als er sich endlich entschloß, zu Bette zu gehen. Nun, was — ah, gottlob, da ist Bernhard endlich!“ unterbrach sie sich. Ihr scharfer Blick hatte auf der Landstraße das mit Pfeilgeschwindigkeit auf sie zugleitende Zweirad des Doktors erkannt.

Nun heißt's noch ein Viertelstündchen warten mit allen Geständnissen, bis wir gegessen haben, lieber Baron! Sie leisten uns natürlich Gesellschaft, bekommen zum Trost eine Zigarette und eine Tasse Kaffe und dürfen auf Serenas Platz sitzen!“

2. Kapitel

Frau Marianne sprach rasch und fröhlich, wie es ihre Art war. Dabei grüßte ihr klarer Blick bereits freudig den Gatten, denn obwohl sie schon 22 Jahre verheiratet waren, hatten sie sich in ihrer harmonischen Ehe immer noch eine gewisse ideale Liebe bewahrt, wie sie bei Ehepaaren, die keine eigenen Kinder besitzen, nicht selten ist.

Serena, eine entfernte Verwandte ihres Mannes, war nämlich nur an Kindesstatt von dem Ehepaar Hellfreut angenommen worden, wenn sie auch geliebt und erzogen wurde, wie eine leibliche Tochter.

Dr. Bernhard Hellfreut war inzwischen an der Gartenpforte angelangt und vom Rad gesprungen. Seine Hünengestalt mit d. ernsten, sonnenverbrannten Gesicht, das schwarze Haupt- und Barthaar, das es umrahmte, paßte sehr gut zu der blonden Walkürenerscheinung Frau Mariannes, in deren fröhlichem Gesicht immer tausend lustige Kobolde ihr Spiel trieben. Eben diese sonnige Heiterkeit, die von einem bisher durch keinen Schatten getrübten Lebensglück sprachen, heiterte auch sonst den Ernst in Hellfreuts Zügen auf.

Aber heute blieben sie ernst und waren sogar, wie Frau Marianne auf den ersten Blick merkte, tief erregt bis zur Verstörtheit.

„Armer Bernd,“ sagte sie mitleidig, nachdem ihr Mann sie und Spannberg begrüßt hatte, „wie er schon du aussiehst! Steht es denn schlimm mit Graf Andreas?“

„Er ist tot,“ antwortete Hellfreut dumpf und sah gleich darauf ohne Frau Mariannes erschrecktes Auarufen zu beachten, mit unruhig spähendem Blick fort. „Aber wo ist Serena? Warum ist sie nicht hier bei euch?“

„Serena?“ Frau Marianne starrte ihren Gatten verwundert an. „Aber du wußtest doch — Fina meldete es doch beim Frühstück — sie ist für den ganzen Tag nach Traunsberg zu Wagners . . .“

Ein Stocken, das tief und qualvoll aus Hellfreuts Brust kam, ließ sie erschrocken verstummen. In jähem Strom schoß ihm das Blut ins Gesicht bis in die Haarwurzeln und das Weiß des Auges, um dann ebenso jäh einer kalkigen Blässe zu weichen.

Der starke Mann taumelte plötzlich. Seine Hand ließ das Rad fahren, das klirrend zu Boden fiel, und tastete an der Brust herum, während es sich mühsam von seinen Lippen rang: „Sie — ist — nicht dort! Und meine letzte Hoffnung war — o Gott, und ich nun . . . nun; . . . ! Ihre ganze Zukunft hängt . . . davon . . .“

Wieder taumelte er ein paar Schritte vorwärts, stierte seine Frau fremd an und stürzte plötzlich vornüber zu Boden.

Er war nicht hart gefallen. Auf dem weichen Rasen neben dem Weg lag sein mächtiger Körper ohne jede Verletzung. Aber als sie ihn umwendeten, sahen sie, daß seine Züge verzerrt, der Blick gebrochen und verglast war.

Zitternd an allen Gliedern war Frau Marianne neben ihm in die Knie gesunken, sein Haupt in ihren Schoß bettend, während Spannberg in fliegender Hast um Hilfe ins Haus eilte.

Dr. Hellfreut war nicht tot. Sie trugen ihn hinauf in sein luftiges Schlafzimmer, das voll Nachmittagssonne war und betteten ihn auf sein Lager. Der Kutscher raste mit dem Wagen nach der Stadt zu einem Arzt.

Inzwischen kam wieder Leben in eines der verglasten Augen. Freilich, nur ein namenlos qualvolles Leben, das sich verzweifelt verständlich zu machen suchte und es doch nicht vermochte. Denn die rechte Körperseite war gänzlich gelähmt, und die Zunge konnte nur lallende Laute formen.

Aber das linke Auge, in dem aller Wille und alles Bewußtsein sich zu einer wilden Flamme verdichtet hatte, sprach unaufhörlich — nein, es schrie, tobte, brüllte, rang um die Herrschaft über den schon halb erstorbenen Leib, der nicht mehr gehorchen konnte . . .

Frau Marianne und Spannberg die beide erschüttert daneben standen, mußten es endlich begreifen: der Sterbende wollte ihnen durchaus noch etwas sagen und litt namenlos unter der Unmöglichkeit, sich zu offenbaren.

Marianne flog an den Schreibtisch, um Papier und Bleistift zu holen. Der Kranke atmete röchelnd auf, die Verzweiflung in seinem Auge beruhigte sich etwas.

Aber es erwies sich als ganz unmöglich, den kalten, toten Fingern der Rechten auch nur die leiseste Bewegung abzunötigen. Sie konnten den Stift nicht einmal halten.

Wieder ein tiefes, qualvolles Stöhnen — dann blickte das Auge gebieterisch auf die Linke.

Sanft legte Frau Marianne die auch schon kühlen, halbsteifen Finger um den Bleistift und schob das Papier darunter zurecht.

Schweißperlen standen auf der Stirne des Sterbenden — ist es schon Todesschweiß oder nur die Anstrengung? dachte Marianne Hellfreut mit zuckenden Lippen und folgte mit den Augen den mühsamen Anstrengungen, Worte auf Papier zu bringen.

Aber plötzlich fuhr sie mit einem Aufschrei empor. Der Bleistift war der Hand ihres Mannes entfallen u. rollte zu Boden. Ein Zucken ging durch den Leib des Hünen, ein Strecken — noch einmal suchte sein Auge sie in brennender Qual und zugleich mit seltsam eindringlicher, ernster Mahnung, dann breitete sich wachsartige Blässe über sein Antlitz, der röchelnde Atem verstummte, es wurde still im Gemach, daß man das Ticken der Schreibtischuhr wie in schmerzlicher Störung empfand . . .

Frau Marianne war lautlos am Bett in die Knie gesunken und hatte das Antlitz auf die erkaltende Hand des Toten gepreßt.

Baron Spannberg war in stummer Ergriffenheit ans Fenster getreten. Nach einer Weile trat er leise an das Bett zurück und griff nach dem Zettel.

Es standen nur drei Worte darauf, mühsam in zahrigen Buchstaben aber deutlich lesbar:

„Serena . . . die Papiere —“

Stumm legte er mit einem fragenden Blick das Blatt vor Frau Marianne hin. Sie warf einen gleichgültigen Blick darauf u. sah Spannberg dann mit tränenüberströmtem Antlitz an.

„Nicht jetzt — ich kann an nichts denken, als an ihn. Und daß ich ihn verloren habe — der mein ganzes Glück auf Erden war!“

Da schlich er schweigend hinaus. Er begriff, diese Stunde gehörte der Gattin allein.

Frau Marianne saß noch ganz verstört und gebrochen in einem Winkel ihres Wohnzimmers, das die Morgensonne mit goldenem Licht erfüllte. Ihr Kopf war leer. Sie konnte nicht denken.

Fina, die alte, treue Magd, die seit ihrer Verheiratung bei ihr diente, hatte sie mit sanftem Zuspruch herübergeführt, nachdem sie die ganze Zeit allein bei ihrem geliebten Toten verbracht und im Geiste noch einmal alle die glücklichen Jahre durchlebt hatte, die sie gemeinsam verbracht hatten.

Ach, es waren wirklich nur Jahre des Glückes gewesen, durch kein Unglück verdüstert, durch keinen Schatten getrübt.

Nun hatte sie nichts mehr drüben bei ihm zu tun. Die Außenwelt ergriff Besitz von dem Toten . .

Unten vor dem Hause stand ein Wagen der Traisberger Bestattungsanstalt und schwarzgekleidete Männer schleppten polternd allerlei Zeug die Treppe hinauf, um den Katafalk zu errichten. Blumen wurden gesandt. Leute kamen und gingen, Freunde wollten ihre Teilnahme bezeigen, aber Fina wies sie alle kurz ab.

Frau Marianne dachte gar nicht darüber nach, wer die Bestattungsgesellschaft verständigt hatte. Sie konnte überhaupt nicht denken. Darum fiel ihr auch Finas immer sorgenvoller und unruhiger werdende Miene nicht auf.

Erst als gegen 9 Uhr Baron Spannberg kam und nach einer kurzen Verhandlung mit Fina eintrat, fuhr sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten auf.

Und im selben Moment durchzuckte sie auch in jähem Schrei der Gedanke: „Mein Gott, wo ist Serena? Warum kam sie bisher nicht zu mir? Wie konnte ich ihrer bis jetzt so ganz vergessen?

„Um Gotteswillen, Baron Spannberg — kommen Sie von Serena? Wissen Sie, wo sie ist?“ stammelte sie zitternd.

Spannberg, der sehr bleich war und nur mühsam eine starke Erregung bezwang, schüttelte den Kopf.

„Nein, Frau Doktor. Aber eben deshalb kam ich so früh zu Ihnen. Ich hatte eine leise Hoffnung, daß Sie vielleicht Nachricht erhielten von ihr.“

„Ich habe keine! Und ich Unglückliche dachte bis zu diesem Moment gar nicht an das arme Kind! Wie konnte der Schmerz mich so egoistisch machen — wo doch schon mein Mann gestern so besorgt und erregt war über ihr Verschwinden!“

Spannberg nickte. „Sie hatten also genau denselben Eindruck, wie ich, daß die Sorge unseres lieben Toten um Serena ihn in ganz besondere Erregung versetzte. Eine Erregung, die leider wahrscheinlich sogar die Ursache seines jähen Endes wurde. Die

(Fortsetzung auf Seite 7)

Jubiläums-Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters-Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt,

nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

Ein Buch für $0.50
Drei Bücher für $1.25
Sechs Bücher für $2.25

St. Peter's Press
Muenster, Sask.